

# Hagel

Autor(en): **Schrönghamer-Heimdal, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1934-1935)**

Heft 19

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670883>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Hagel.

Von F. Schröngamer-Heimdal.

Leichte Windspiele wirbelten Staub und Sand von der Gasse in lustigen Spiralen hoch, ließen sie tändelnd wieder fallen und wühlten zum Zeitvertreib weiter in den Weiden am Wiesenheck, daß die weiße Unterseite der Blätter gespenstisch aufschillerte.

Da es Mittag war, lagen die Gassen still.

Nur der Schilchbauer kam des Weges, den breitkremigen, zerknüllten Strohhut tief in den Nacken gedrückt, und blieb plötzlich vor mir stehen, daß ich erschrak wie vor einem Gespenst.

Ich erschrak immer, wenn ich den Schilchbauer sah, den Mann ohne Lachen, dürr wie der Tod, und ungut wie ein Frosttag im Maien.

Er achtete aber meiner nicht, sondern sah nur den Windspielen zu und tat einen leisen, grimigen Fluch in sich hinein, daß es mir kalt über den Rücken lief.

Gottlob, daß mein Vater eben über die Schwelle trat und den Bann des Grauens brach, indem er den Schilchbauern anredete:

„Wird das Wetter wohl aushalten heut? Wir hätten die Waldwiesen im Heu...“

„Schau hin, Michel,“ bedeutete der Schilchbauer mit einer Stimme, die wie ein zersprungenes Zügelglöcklein schebberte, und wies auf die Wirbel der Windspiele. „Und über dem Hochfeld steht eine Wolke und tut seit Stunden keinen Ruck und hat weiße Fahnen voraus. Dazu die Schwüle und das Fangspiel der Lüfte. Wenn es heut nicht das ganze Traid in den Boden drischt, darf mich der Teufel holen...“

„Herr, bewahre uns vor Schauer und Schloßenschlag,“ hörte ich die Stimme meiner Mutter hinter des Vaters Rücken, wie eine Abbitte an die himmlischen Mächte für die Frevelworte des Schilchbauern.

Dann war eine Stille wie vor einem Sturm.

Die Windspiele mochten sich nicht mehr rühren, die Grillen im Ager hatten aufgehört zu zirpen, die Weiden am Wiesenheck standen unbewegt.

Ich hörte deutlich die Knochen des Schilchbauern knacken, wie er sich umwandte, den Strohhut vom Nacken in die Stirne stieß und davonsetzte, dürr wie der Tod, grauenerregend wie ein Gespenst.

Diemeilen schrillte schon ein Ton über die sonnenfahlen Schindeldächer, klagend und beschwörend zugleich zitterte es durch die lasten-

den Lüfte her, die Wetterglocke. Der sie zog, war der Weiglbauer. Er zog sie kräftig, gleichmäßig, im festen Takt, daß die Wetterunholde merken sollten: Hier steht ein Mann und Christ am Strang der geweihten, oft bewährten Schauerglocke — hier können wir nicht aufkommen. Wir müssen uns links in die Wälder oder rechts auf die Röhrnachwiesen verziehen, wohin der Glockenbann nicht mehr reicht.

Ich war inzwischen heimlich über die Gärten hinausgelaufen, um wenigstens die Wolke zu sehen, die der Schilchbauer geschildert hatte. Wahrhaftig, da stand sie mit weißen Fahnen über dem Hochfeld; wo der Roggen des Schilchbauern der Ernte entgegenreiste, ein Prachtroggen von einem Brachfeld. Was sollte an dieser Wolke Schreckliches sein? Mir wenigstens schien sie gar nicht gefährlich, eine Wolke, die sich nicht einmal von der Stelle rührte. Aber da fuhr ein Windstoß daher und nahm mir das Hüttlein vom Kopfe: „Du Borwitz! Mach, daß du heimkommst!“

Kalte Sturmschauer wirbelten mir schon im Rücken, und als ich in die Stube kam, brannte schon die schwarze Wetterkerze im Herrgottswinkel. Vater tat Weihkräuter in ein Glutbeken und ging damit durch das Haus, segnete auch auf die Fluren hinaus, damit ihnen die Wetterunholde nichts anhaben könnten. Wir knieten die Bänke entlang und beteten den Wetterbann in Angst um das gefährdete Brot. Tröstlich klang das gleichmäßige Anschlagen des Wetterglöckleins über unsere beklommenen Herzen und Häupter hin.

Jetzt — kurz ein fahler Schein an den Stubenwänden hin und kurz ein Krachen wie von tausend Böllern. Und dann ein Schüttern und Schauern vom verfinsterten Himmel her, als ob in einer fernen Tenne tausend Drescher am Werke wären.

Die Tenne war des Schilchbauern Hochfeld, und die Drescher waren die Wetterunholde, die mit faustgroßen Schlossen den Brachroggen in Grund und Boden schlugen, daß kein Halmlein mehr ungeknickt stand.

Und als die Wetterunholde ihre Schlossen verschossen hatten, schütteten sie ihre Regemassen nieder, wieder auf des Schilchbauern Hochfeld, daß ganze Gießbäche von Feldschlamm

und Ackerhollen die Gassen herabstürzten und den Unger vermurten.

Wie erbarmenswert lagen die geknickten Halme, die zerdroshenen Ähren im Schlamm, in dem wir Buben schon wateten und nach den Eisbrocken fischten.

Blieb dem Schilchbauern von seinen zwanzig Tagwerk Brachroggen nichts denn der kalte, nackte Steingrund. Denn auch die Ackerfrume war weggeschwemmt. In nicht einmal einer halben Stunde war der größte Bauer im Dorf ohne Brot für ein ganzes Jahr. Erschüttert, die Hüte in den Händen, standen die Dorfleute auf dem Unger, an dem sich die Gießbäche vorbeiwälzten. Stumm, voll geheimen Grauens, waren ihre Blicke auf das Hochfeld gerichtet, wo der Schilchbauer, den Hut wieder im Nacken, die Fäuste gegen den nun wieder sonnenblauen Himmel reckte.

Die Worte, die er dabei ausstieß, mochte keiner hören...

„Ihn allein hat's getroffen,“ nahm der Weiglbauer, der wackere Läuter der Wetterglocke, jetzt das Wort.

„Uns hat der Herrgott verschont. Es wird nottun, daß wir unsern Dank abstaten — auf eine christliche Weis'. Wär' kein Wunder, wenn der Schilchbauer verzweifeln tät'. Hat ein Weib in den Wochen und die Stube voll kleiner Kinder...“

„Zwei Scheffel Korn kann ich entraten,“ meinte der Raithbauer. „Wenn von den Bauern im Dorf jeder zwei Scheffel gibt, ist der Schilchbauer über alle Not hinaus. Es hätte jeden von uns so hart treffen können. Oder nicht?“

Die folgende Nacht vergesse ich nimmer: Das war ein heimliches Säcketragen von feuchenden Knechten und gebückten Bauern. Ein

ganzer Heerbann prallgefüllter Kornsäcke stand um das Hofgeländer des Schilchhofes.

Und als der Weiglbauer am nächsten Morgen zu früherer Stund' den Tag anlätete, ging der Schilchbauer schon von Haus zu Haus, von Tür zu Tür, mit einem heißen Dank im Herzen, mit einem Lachen um den herben Mund, das ich nie vergessen werde.

Zulezt kam er auch zu uns, weil unser Haus an Dorfesende stand gegen die Morgenseite.

„Michel“, sagte er zu meinem Vater, und gab ihm die Hand: „Michel, heuer hab' ich's schön. Noch nicht geerntet und schon ausgedroschen... Ist so was möglich? Und alles so heimlicher Weis'! Herrgott, 's ist doch schön auf der Welt! Mit, Michel?“

„Zusammenhalten müssen die Leut' und helfen, wo Not ist. Bald trifft's den und bald einen andern...“

„Vergelt's Gott, Michel, vergelt's Gott! Was mir das Dorf getan hat, ist mir noch tausendmal mehr wert als das Korn, das viele Korn.“

Es war ein Zucken um die Augen der beiden Männer, daß ich mich davonschlich und den Schilchbauer nur noch von ferne sah, wie er davonschritt, immer noch dürr wie der Tod, aber nicht mehr schreckhaft. Und ich sah, wie er unter einem Stein noch ein Hagelkorn herausklaubte, wie er es an die Lippen führte und ehrfürchtig küßte: „Herrgott, jetzt sag' ich dir auch vergeltsgott für das Unglück, das du mir gestern geschickt hast. Gelt, Herrgott, du weißt es schon.“

Den Strohhut im sonnenbraunen Nacken, schritt er aufrecht und federnd seinem Hofe zu, und der Mann, der gestern noch die Fäuste gegen den Himmel reckte, kam mir heute vor wie ein Heiliger, das Haupt von heimlichem Glanze umwabert...

## Flurbewässerung.

Von S. U. Meng.

Wer hätte heute, im Zeitalter, da so viel geschrieben, gelesen und auf Wanderungen geschaut wird, nicht schon von den Walliser Bewässerungsverhältnissen erfahren. S. C. Heer hat durch seinen bekannten Roman „An heiligen Wassern“ in feiner Weise die Bedeutung der Wasserföhren für das Wallis in den entlegensten Winkel des deutschen Sprachgebietes verbreitet.

Indessen haben in früheren Zeiten in den meisten Alpentalern, die unter der Trockenheit

des Sommers litten, ähnliche Anlagen bestanden. Es sind kaum 30 Jahre her, daß auf den Schuttkegeln des Churer Rheintals die Fluren, vorab die Wiesen, durch ein ausgedehntes, verzweigtes Grabennetz beriefelt wurden. So führten beispielsweise von allen 5 Wildbächen, die auf Gebiet der Gemeinde Trimmis ausmündeten, zahlreiche Gräben erquickendes Raß den durstenden Wiesen zu. Der Dorfbach allein speiste nicht weniger als 8 Gräben, von denen aus sich ein viel Kilometer langes Netz von